



GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Dreiunddreißigster  
Jahresbericht 1964

*Handwritten in pencil:*  
Gottfried Keller-Gesellschaft  
4.7.1965

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1965

92383  
15

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Aktuar und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheck-Konto 80-6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott, zum Bezug der Jahrgabe und zum freien Eintritt in die Gottfried Keller-Ausstellung in der Zentralbibliothek Zürich.

# DAS TIER

## IN GOTTFRIED KELLERS LEBEN UND WERK

VON DR. FRIEDRICH WITZ

Dem mit Gottfried Kellers Werk Vertrauten wird es kaum abwegig erscheinen, dem Dichter einmal von einer unüblichen Seite näherzutreten und ihn nach seinem Umgang mit der stummen oder der sprachlosen Kreatur zu befragen. Unsere heutigen Tierpsychologen lassen die Attribute «stumm» und «sprachlos» nicht zu. Sie belegen mit Forschungsergebnissen, daß auch das sprachlose Geschöpf seine Sprache, sein ihm eigenes, von seinen Artgenossen begriffenes Verständigungsmittel habe, eine Sprache, die wir nach dem Grad unserer Naturverbundenheit und eigener Erfahrungen ahnen oder gar zu verstehen vorgeben.

Wenn das, was wir «Weltanschauung» nennen, mit dem Anschauen der Welt, mit dem Einbezug des Geschauten in unser geistiges Kraftfeld gleichbedeutend ist, dann ist das Tier aus unsern Erlebnis- und Denkbereichen so wenig zu verbannen wie aus der schaubaren Welt. Schon der Wortschatz unserer Sprache wurzelt in einem von uns gar nicht mehr erfaßten Ausmaß im Bodensatz uralter Beobachtungen tierischen Seins und Verhaltens. Wörter wie Katzenjammer, Hundeleben, Affenliebe, schlängeln, sperbern, spinnen, nachäffen, kauzig – ins Endlose ließe sich die Kette verlängern – sind uns geläufig. An ihren Schöpfungstag zurückzudenken, fällt uns nicht ein. Es sind Wortversteinerungen, Wortversprödungen. Unversprödet tummelt sich das Tier fast nur noch im Weltbild des Kindes. Dort ist es noch ein bestaunenswertes, vordergründiges Wesen, im Weltbild des Erwachsenen verschattet es meist ins Schemenhafte.

Gottfried Keller kannte noch nicht unsere Zerstörer der Stille, die Überlagerung aller Sinneseindrücke durch Motorisches. Bild und Stimme der Natur begegneten ihm sinnfälliger noch als den Menschen unserer Tage. Das soll nicht heißen, es habe sich in uns Heutigen der Natursinn abgestumpft, wir seien somit den tierischen Geschöpfen entfremdet. Im Gegenteil, in uns lebt das Wissen um Gefährdetes, vielleicht schon Verlorenes, wir sammeln Raritäten in unseren zoologischen Gärten, ein überaus wacher, sehnsüchtig untermalter Spürsinn für alle Merkmale eines uns entschwindenden, naturgesättigten Weltbildes verfeinert sich, eben jenes Weltbildes, das sich uns in Gottfried Kellers Dichtung so füllig darbietet.

Wo finden wir heute den Beamten, den Staatsschreiber, dem als Briefbeschwerer sein Lieblingstier auf den Akten sitzt? In seinen Erinnerungen an Gottfried Keller erzählt uns Adolf Frey: «Neben der bevorzugten Blume [der Rose] fehlte auch das Lieblingstier nicht: Die Katze. Sie lagerte mit Vorliebe auf den Papieren des Herrn Staatsschreibers, und ließ sie sich gerade auf einem für ihn unbequemen Fleck nieder, so mußte schon etwas Dringendes vorliegen, bis er sich entschloß, sie zu vertreiben. Einmal übergab er einem Kanzlisten lachend einen Bogen zur Neuschrift, der beim Wochenbettchen der geliebten Gesellschafterin nicht ganz heil davon gekommen war.»

Da haben wir das familiär Intime im Umgang mit dem Lieblingstier, das private Erlebnis, das irgendeinmal ausstrahlt ins Werk. So im Sinn Gedicht, im Kapitel «Die arme Baronin». Dort wird der Urheber einer bedeutenden Heiterkeit bei einer Tischgesellschaft, Brandolf, ins Gebet genommen: «Ei, sagte der, ‚meine Katze hat Junge, und als ich heut eines der Tierchen in die Hand nahm, gingen im selben Augenblick die Äuglein auf, und ich sah mit ihm die Welt zum ersten Mal.‘ Die Herren schüttelten lachend die Köpfe ob dem Unsinn, Brandolf hingegen wurde am gleichen Nachmittag noch sehr scharfsinnig... Er arbeitete mit vergnüglich hellem Geiste... und alles wegen des jungen Kätzleins, dessen Welterblickung Brandolf gefeiert haben wollte.» Zu derlei Distanz-Verkürzungen zwischen Mensch und Tier zeigt sich der Dichter öfter aufgelegt.

Einmal aber will ihm die Verkürzung nicht gefallen. Da erzählt uns aus Kellers letzten Tagen wiederum Adolf Frey, warum der Dichter die sonst so geliebte Katze nicht um sich haben wollte. Als seine Schwester im Sterben lag, sei das Tier kaum mehr von deren Bett gewichen, denn es habe gemerkt, was geschah. Dann erklärte Keller seinem Besuch: «Oft blieb der Kater infolge von Streifzügen und Liebesabenteuern lange weg. Aber jetzt ist er wieder da und will nicht wieder vom Ort. Er merkt, daß hier gestorben werden soll. Darum will ich den verfluchten Totenvogel nicht in der Nähe haben.» Das mutet wie ein dem Aberglauben verpflichtetes Zugeständnis an; jedenfalls ist es die Scheu vor dem Geheimnis, als das uns das Tier begegnet und dessen ungelöstes, unlösbares Rätsel den sterbenden Dichter beunruhigt. Atavistisches mag sich da in ihm geregt haben.

Zeit lebens aber war ihm die Katze bevorzugte Gesellschafterin. Kein anderes Tier hat er in seinen Bewegungsvorgängen und all seinen Verhaltensweisen so gründlich verfolgt und im Werk so getreu dargestellt.

Das entspricht auch ganz seiner kleinbürgerlichen Herkunft. Der Raum, worin sich Hunde oder Pferde ordentlich hätten bewegen können, war nicht vorhanden, wie bei Gotthelf, der auf Bauernhöfen ein und aus ging und fast täglich über Land ritt, oder wie bei C. F. Meyer, in dessen Kilchberger Garten die Hunde frei herumschweifen konnten.

Es ist darum auch gar nicht erstaunlich, daß Keller just die Katze einmal zur Titelheldin erhebt: im Märchen «Spiegel das Kätzchen». Ihm seien zunächst ein paar Worte zugebracht. Schon der altgermanische Volksaberglaube sieht in der Katze ein unheimliches, mit allerlei Hexentum verschwistertes Wesen. Eigentliches Literaturgut wird sie aber erst durch Tiecks «Gestiefelten Kater» (1797). 1817 folgt dann Brentanos Geschichte vom Kater Mores in «Die mehreren Wehmüller». 1819 erscheint E. Th. A. Hoffmanns «Kater Murr», 1826 die Fortsetzung des «Kater Murr», von Hermann Schiff, Heines Vetter, 1843 Karl von Holteis «Beschuhte Katze», 1853 Scheffels «Hidigeigei» und 1856 Kellers «Spiegel das Kätzchen». Auch nach Keller pfotet die Katze noch manches Mal bis in unsere Tage hinein durch allerlei Literaturgut.

Kaum ist anzunehmen, daß unser Dichter ohne die romantischen Vorläufer auf die Idee verfallen wäre, die Katze in den Mittelpunkt eines Märchens zu stellen. Wer immer über Keller schrieb, Brahm, Frey, Köster, Bächtold, Ermatinger, alle weisen auf den nämlichen Stammbaum von Kellers «Spiegel» hin, auf Tiecks «Gestiefelten» und Hoffmanns «Murr». Keller freilich erklärte Friedrich Theodor Vischer gegenüber den Stoff seines Märchens für völlig erfunden. Einzig die oft aus dem Munde der Mutter vernommene Redensart, es habe einer, wenn ihm etwas mißglückte, «der Katze den Schmer abgekauft», habe ihm das Motiv vorgespielt. Literarische und volkstümliche Elemente vermischen sich in Kellers Märchen. Literarisch ist die philosophisch-besonnene Art Spiegels, die sich bis zur Überlegenheit über die unvernünftigen Menschen auswächst, volkstümlich der Zug, wonach der Zauberer Pineiß Katzenfett zur Zauberhantierung benötigt, sowie die Errettung des Tieres durch die Verheißung eines geheimnisvollen Schatzes. Was uns aber Spiegel zum bleibenden, artigen Freund macht, das ist, daß er trotz seines Hanges zu philosophischen Betrachtungen nie aus seinem Katzentum heraustritt. Mit Stiefeln könnten wie uns dieses Kätzchen unmöglich vorstellen. Eine Schilderung wie die folgende wäre ja sonst verfehlt: «Spiegel fuhr sich mit den beiden Pfoten eifrig über die Ohren, nachdem er sie jedes Mal ein bißchen naß gemacht.»

Untersuchen wir, auf welche Arten, zu welchen künstlerischen Zwecken und aus was für dichterischen Beweggründen heraus Keller das Tier in seine Werke hereinholt, dürfen wir zunächst das Tier als Tafelgut nicht übersehen. Wir kennen die üppig-leckern Stilleben holländischer Meister und finden es selbstverständlich, daß das Motiv des Essens auch literarisch ausgewertet wird. Gerade im «Spiegel das Kätzchen» baut der Hexenmeister Pineiß dem gefangenen Kater ein wahres Miniaturschlaraffenland auf. Da ist die Rede von duftig gebratenen Lerchen, Fischen, Meisen und Sperlingen, von in künstlichen Mäuselöchern versteckten, sorgfältig mit Weizenmehl gemästeten, ausgeweideten, mit zarten Speckriemchen gespickten und hernach gebratenen Mäusen. Auch in den ordentlich menschlichen Bezirken läßt sich Kellers Behagen an den appetitlichen Gaben des Diesseits feststellen; merkbaren Spaß aber bereitet es ihm, ins Absonderliche auszuschweifen. Im neunten Kapitel des «Grünen Heinrich», «Der Philosophen- und Mädchenkrieg», stellt er uns ein wunderhübsches Bürschchen vor, das blutjunge Schulmeisterlein, mit all seinen Eigenheiten, und da heißt es: «Im Essen war er hinwieder Epikuräer und, die gewöhnliche Dorfkost verschmähend, schmorte er sich ein saures Eichhörchen...» Der Schlangenfresser im Kapitel «Das Pergamentlein» «briet und schmauste Schlangen, auch machte er sich auf den Winter einen Topf voll Blindschleichen ein, als ob es Neunaugen wären...».

Erkennen wir hier Kellers Neigung zum humorig verschnörkelten Einfall, so ist es Dank für selbsterfahrene Genüsse, wenn er dem Freunde Petersen schreibt: «Meine Schwester beauftragt mich, Ihnen auch noch für die kleinen Fischvölker vom letzten Jahr zu danken, welche am Teetisch mit großer Gesellschaftlichkeit verspeist wurden, da die Katze dabei saß und auf die Abfälle paßte, auch nachher die Teller so sauber leckte, als ob Ambrosia darin gewesen wäre.»

Wichtiger aber als alles leblose Getier ist dem Dichter das lebendige Geschöpf. Gottfried Keller teile mit dem Maler das Bedürfnis, mit seinen Gestalten in der Fülle der Natur sich zu bewegen, erklärte einmal Eduard Korrodi, und diesem sei das Stichwort abgenommen: Fülle der Natur. Man denke an Heinrichs Erwachen auf dem Land im Hause des Oheims, an die possierlichen Sprünge des jungen Marders, die Meute zutäppischer Hunde, das zahme Reh, und wir sind eingehüllt vom Reichtum lebendigen Lebens. Auf die Kameradschaft im Kreatürlichen, auf das Gewebe von menschlichem Verrichten und behaglich-tierischer Nähe stoßen wir in Kellers Werken ungezählte Male.

Das Wort «behaglich» möchte ich unterstreichen. Kellers Reit- und Zugtiere haben allesamt etwas solid Bürgerliches, etwas Gesetztes und Behäbiges an sich. Ein einziges Mal läßt er Salomon Landolt auf rotglänzender Fuchsstute über die Höhen fliegen.

In seinem vernehmlichen, sichtbaren oder hörbaren Vorhandensein wird das Tier für den beschaulichen Menschen Inbegriff des Lebens, und zwar des bewegten und somit erregenden Lebens. Spitteler gegenüber lobt Keller einmal «das reiche Gewand lebendiger Bewegung an aller Kreatur», dessen Schilderung ihm in so hohem Maße zu Gebote stehe. Im Vorübergehen denken wir rasch auch an Gotthelf, an die herrlich bewegte Heimfahrt von Felix mit seinem prächtigen Gespann in der «Käserei in der Vehfreude». Wir wissen ferner, wie meisterhaft C.F. Meyer Ruhe in Bewegung verwandelt; behende Eidechsen sind seine Lieblingstiere, und in der Darstellung ungebärdiger Pferde beweist er seine Lust an plastischem Gestalten.

Gottfried Keller bedient sich, will er durch Bewegung ein Raumgefühl auslösen, mit Vorliebe der Insektenwelt. Wie man gewissen Malern nachsagt, sie malten die Luft, so könnte man von Keller behaupten, er dichte die Luft und somit den Raum. Ein Beispiel aus dem «Grünen Heinrich»: «Dort [im Friedhof] duftete es gewaltig von tausend Blumen. Eine flimmernde, summende Welt von Licht, Käfern und Schmetterlingen, Bienen und namenlosen Glanztierchen webten über den Gräbern hin und her. Es war ein feines Konzert bei beleuchtetem Hause, wogte auf und nieder, erlöschte bis auf das gehaltene Singen eines einzelnen Insektes, belebte sich wieder und schwellte mutwillig und volltönig an; dann zog es sich in die Dunkelheit zurück, welche die Jasmin- und Holunderbüsche über den Grabzeichen bildete, bis eine brummende Hummel den Reigen wieder ins Licht führte.» Wir spüren's beim einführenden Lesen, daß für Keller das hingebende Sichversenken ins zart Ausgefächerte der Einzelheiten, dieses Sichaneignen alles sinnlich Wahrnehmbaren mehr als künstlerisches Verrichten ist; es ist Selbstbeglückung, also doch: künstlerisches Verrichten! Wenn er uns im «Grünen Heinrich» durch des Oheims ländliches Heimwesen führt, dann bricht's wie ein frohlockendes Geständnis aus ihm: «Mein Herz jubelte, als ich alles entdeckte und übersah, umgaukelt von der geflügelten und vierfüßigen Tierwelt, hier war überall Farbe und Glanz, Bewegung, Leben und Glück.»

Wie die Belebung, sei sie hervorgerufen durch Bewegung oder Klang, zu den selbstverständlichen Darstellungsmitteln des Dichters gehört, so auch der bewußt unterstrichene Hinweis auf das Fehlen des Belebenden,

das Starre, Tote, sobald es gilt, Unbehagen oder Grauen, oder aber auch Scheu und Ehrfurcht zu erzeugen. In Kellers «Traumbuch» (1847) finden wir den Traum von einer Riesenschlange. Sie flößt dem Träumenden solange keine Furcht ein, solange sie sich bewegt. Erst wenn sie scheinbar leblos sich über den Ofen herunterhängen läßt, erregt sie Grauen.

Wie zwingend befiehlt er im Gedicht «Winternacht» die von ihm beabsichtigte Grundstimmung herbei, gleich mit der ersten Zeile, mit dem Hinweis auf das Fehlende: «Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt.»

So stimmt der Dichter die ihn umgebende Natur auf seine Gefühlslage ab und erzielt durch diese Übereinstimmung die gewünschte Wirkung auf den Leser. In seiner Schrift «Das Schöne und die Kunst» sagt Friedrich Theodor Vischer: «Wir legen unsere Seele in die Natur hinein und sehen sie an, wie wenn sie uns mimisch unsere Seele als die ihre ausspräche.» Als Bestätigung dieser Aussage diene uns folgende Stelle aus dem «Martin Salander». Frau Salander erzählt ihrem Mann, wie sie eines Sonntagabends ganz allein über eine Anhöhe nach Hause spazierte: «Gegenüber lag ein anderer bewaldeter Hügel, in dessen Bäumen verborgen ein mir unbekannter Vogel sang, so schön, so schön durch die stille Luft und Einsamkeit, daß es mir wahrhaftig das Herz bewegte und ich feuchte Augen bekam. Ich erzählte zu Hause davon und hätte gar zu gerne gewußt, was das für ein Vogel mochte gewesen sein. Die Leute rieten hin und her. Ein Bursch, der manche Vogelstimme nachahmen konnte, gab diesen und jenen Ton an und nannte den betreffenden Singvogel; allein, keine der Weisen glich dem, was ich gehört. Jetzt, nach so vielen Jahren höre ich in ruhigen Augenblicken noch den unsichtbaren Sänger und bin froh, daß er mir unbekannt geblieben ist und auf *die* Art mir die Feierlichkeit jener Abendstunde stets in Erinnerung blieb.» Die Niederschrift dieser Sätze fällt fraglos zeitlich zusammen mit einer Beobachtung, die Keller dem Freunde Petersen mitteilte. Er beglückwünscht ihn zu dem hübschen Verkehr, in den er sich mit der Vogelwelt gesetzt habe, und fährt fort: «Es ist erstaunlich, wie wenig man gewöhnlich von diesen lieben Geschöpfen zu kennen pflegt, besonders, wenn man von der freien Natur getrennt lebt. Dagegen ist es auch schön, zuweilen auf einsamem Waldboden einen geheimnisvollen Vogel hüpfen zu sehen, von dem man nicht weiß, wer er ist, oder einen neuen Gesang schallen zu hören aus den Wipfeln, den man nicht zu deuten weiß.»

In einem Punkt greifen die Dichter zum gleichen Instrument, immer dann nämlich, wenn sie tiefe Stille hervorheben wollen. Verstummen die großen und mittleren Geräusche, werden die kleinen hörbar. Je größer



die Stille, desto vernehmbarer die letzten, entferntesten Tönchen. Folgende Nebeneinanderstellung mag das darlegen. In Gotthelfs «Uli der Pächter» lesen wir: «... und je wilder es am Himmel war, desto lautloser war es über der Erde. Kein Vogel strich mehr durch die Luft, bloß ein Lämmchen schrie in der Ferne.»

In Kellers «Grünem Heinrich»: «Ich kam in einen großen Forst, und die Dunkelheit wurde vollkommen. Still huschte der Kauz an meinem Gesicht vorüber, und aus der Tiefe schrie der Uhu.»

Bei C.F. Meyer im «Schuß von der Kanzel»: «Es herrschte eine tiefe Stille, nur die Wespen summten.»

In Spittlers «Prometheus und Epimetheus»: «... Doch eine reiche, ahnungsschwere Stille brütete ob alle dem, die ward geheiligt durch einer Amsel leises Zwitschern.»

Das sind Beispiele aus der hörbaren Welt. Ergiebiger ist die Ausbeute aus dem Umkreis des Schaubaren. Von jeher wurde den Schweizer Dichtern besondere Augenbegabung nachgerühmt. Gottfried Kellers geschärfter und geschulter Sinn für alles mit den Augen Faßbare traf sich schöpferisch mit der damals aufstrebenden literarischen Richtung, die nach Körperlichkeit, Wirklichkeit, dem Greifbaren verlangte. In seinem Tagebuch beschreibt der vierundzwanzigjährige Keller peinlich genau seine an einem Ameisenhaufen gesammelten Beobachtungen. Vergessen wir in diesem Zusammenhang auch nicht die Spinnenepisode im «Grünen Heinrich», wo der Dichter die beispielhaft geduldige Arbeit der Spinnen bis in einzelne Bewegungsmomente ausmalt, gleichsam eine Zeitlupenaufnahme liefert. Seine ausführliche Schilderei kann nur auf Grund vorangegangener schärfster und ausdauerndster Beobachtungen entstanden sein. Wir haben es hier nicht mit einem selbsterzieherischen Willensakt zu tun, sondern mit der Kellerscher Wesensart entstammenden Lust am Detail, seiner tiefgründigen Liebe zum Mitgeschöpf und einem damit verbundenen Sicheinsfühlen mit allem Kreatürlichen, so daß sich künstlerisch-gestalterische Überlegungen mit charakterlicher Anlage, mit dem privat Menschlichen untrennbar verweben.

«Personifizierte Gegenwart» nennt Schopenhauer die Tiere, und dadurch findet er sie bedeutungsvoll, daß sie uns den Wert jeder unbeschwerten und ungetrübten Stunde fühlbar machen. Mit dieser Behauptung kennzeichnet er Wesenszüge des Idylls, denn im Idyll treten die Tiere als Hauptpersonen in den Vordergrund. Wir erfahren's bei Keller augenfällig in der Heuernte der Murmeltiere, im «Apotheker von Chamounix»:

In der Sonne vor dem Hause  
Saß die Murmelfrau und säugte  
Ihre Buben, die zu naschen  
Ab und zu vom Spiele kamen.

Doch der Mann, der scharfbewehrte,  
Rüstig mäht' er Gras und Kräuter;  
Kundig wie ein Pharmazeute  
Wählt' er nur, was fein und würzig.

Ausgebreitet lag die Ernte,  
Trocknend in dem warmen Scheine,  
Und die Kinder schlugen fröhlich  
Purzelbäume auf den Mahden.

Doch der alte Schwiegervater  
Legt' sich jetzo auf den Rücken,  
Der schon lange kahl gescheuert,  
Und er streckt' empor die Beine.

Und mit Heu, das herrlich duftet,  
Wird er emsig hoch beladen,  
Daß ein Fuder zierlich schwillt,  
Fast von eines Zwergleins Höhe.

Und am Schwänzel mit den Zähnen  
Wird das Fuhrwerk jetzt gezogen;  
Stattlich schwankt es nach der Tenne,  
Nach der klug gebauten Hofstatt.

Lust und Freude rings umhüpft es,  
Nur die Murmelmutter sorgt sich;  
Denn hoch oben auf dem Heuberg  
Sitzt ein Bübchen, macht sein Männchen.

Wird es nicht den Kopf sich stoßen  
An des Tores niederm Bogen?  
Aber sieh den Schelm, er duckt sich,  
Jubelnd fährt er mit hinunter!

Und sie sprangen und sie sangen,  
Tranken aus den klaren Quellen;  
Und der Alte kroch zu Tage,  
Putzte lachend sich den Pelz.

Der achtzehnjährige Gottfried hatte diese Sage in einem alten Pfennigmagazin aus dem Jahre 1834 gelesen. Das Idyll, das der Dichter daraus schuf, rechnet Ermatinger zu den unvergänglichen Perlen romantischer Phantasie und Geisteskunst.

Auffallend oftmals begegnen wir in Kellers Dichtung dem einen Wort: «zierlich». Das beweist uns Kellers Sensorium für alles Anmutige, das er liebevoll ins Sprachliche hereinholt. Schon aus einer brieflichen Entschuldigung ergibt sich ein zierliches Idyllchen, wenn er dem Freunde Petersen schreibt: «Ein schöner, vierseitiger Brief ist mir vor bald vier Wochen durch ein kaum fünf Zoll langes Kätzlein ruiniert worden, das sein Pfötchen erst ins Tintenfaß steckte und dann über den Tisch weglief, auf welchem jener zum Falten bereitlag.»

Arbeitet der Dichter mit Kontrastwirkungen, will er zum Beispiel Tod und Leben als Gegensätze zu bedenken geben, dann kommt ihm der echt Kellersche Einfall, in einen Totenschädel hinein zeugendes Leben zu stecken. «Zwiehans Schädel lag in einem hohen, grünen Unkraut, die Kinnlade daneben, und war inwendig von einem schwachen, bläulichen Lichte erhellt, das allein durch die Augenhöhlen drang, wie wenn das leere Kopfhäuschen Albertus Zwiehans noch von einstigen Traumgeistern bewohnt wäre. Zwei Glühwürmchen saßen nämlich drin, vielleicht in Hochzeitsgeschäften...» Ebenfalls des charakterisierenden Kontrastes wegen zitiert der Dichter ein Ungeziefer her, nämlich in den «Mißbrauchten Liebesbriefen». Nachdem Viggì Störteler von «Urbejahung» und der «Glut seines Lebenswillens» gefaselt hat, setzt er das Postskriptum hin: «Heut schlaf' ich zum erstenmal in einem Bett seit meiner Abreise; wenss nur keine Wanzen hat!»

Von wahrhaft ergreifender Wirkung hingegen ist ein Kontrastbild in «Martin Salander». Zur selben Zeit, da die Gebrüder Weidlich vom Schwurgericht zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt werden, und kurz bevor die Mutter Weidlich vor Gram stirbt, treibt der alte Vater die Kühe zur Tränke. Es heißt da: «Die gefleckten Tiere drängten sich um die geräumige Schale und tranken mit Behagen das lautere Bergwasser. Jakob gönnte es ihnen und sah das Labsal rinnen mit jener schwermütigen Zerstretheit, welche den Gang der bittersten Stunde einen Augenblick aufhält.» Diese dichterisch so bewegende Stelle weckte das Entzücken Hofmannsthal's. Er gesteht: «Man fühlt nur: Das ist's! Man fühlt: Das ist mehr als eine Viehtränke, was ich da fließen und rauschen höre...»

Will Keller irgendeine seiner Gestalten charakterisieren, so zeigt er sie uns in ihrem Verhalten Dritten gegenüber, wobei nicht selten das Tier

die Rolle des Dritten übernimmt. Das « Meretlein » wird von jenem strenggläubigen Pfarrherrn derweise geschildert, daß die von diesem als verfänglich und befremdlich aufgezeichneten Eigentümlichkeiten Meretleins dem Leser dessen kindliche Unschuld besonders liebenswert machen. Das Kind habe « auch die Spatzen und andere Vögel herbeigezogen und zahm gemacht. Item habe es mit einer giftigen Schlange sein Spiel gehabt, welche durch den Hag gebrochen und sich bei ihm eingenistet habe.»

Das Ausmaß von Kammacher Jobsts Geistesflug wird meßbar, sobald wir vernehmen, daß eine die Wand hinaufkrabbelnde Wanze ihn wehmütig stimmt, weil sie ihm als Symbol des Wanderns vorkommt. Eines der köstlichsten Beispiele für die charakterisierende Verwendungsmöglichkeit des Tieres finden wir in den «Drei gerechten Kammachern». Hier entwirft jeder in unvergleichlichem Wettbewerb ein Selbstbildnis, wobei die veredelnden Striche aus der Tierwelt stammen. Jobst beginnt die Selbstlobhudelei mit dem Vermerk: «Ich konnte nie ein Tierlein leiden sehen.» Der Bayer nimmt das Motiv auf und beteuert: «Niemals habe ich eine Katze geschlagen oder eine Spinne getötet... alle Tiere lieben mich und laufen mir nach... und als ich durch den Böhmerwald reiste, sind die Hirsche und Rehe auf zwanzig Schritte noch stehen geblieben und haben sich nicht vor mir gefürchtet. Es ist wunderbar, wie selbst die wilden Tiere sich bei den Menschen auskennen und wissen, welche guten Herzens sind.» Dann spielt der Schwabe seinen Trumpf aus: «Seht Ihr nicht, wie dieser Fink schon die ganze Zeit vor mir herumfliegt und sich mir zu nähern sucht, und jenes Eichhörnchen auf der Tanne sieht sich immerfort nach mir um, und hier kriecht ein kleiner Käfer allfort an meinem Bein und will sich durchaus nicht vertreiben lassen.»

Zu guter Letzt aber setzt Züs Bünzlin eifersüchtig das Tüpflein aufs i und plappert in ihrem Redeschwall eine ganze Menagerie zusammen. Die betreffende Stelle darf ich Ihnen nicht vorenthalten: «Jetzt wurde aber Züs eifersüchtig und sagte etwas heftig: ,Bei mir wollen alle Tiere gern bleiben! Einen Vogel hab' ich acht Jahre gehabt, und er ist sehr ungerne von mir weggestorben; unsere Katze streicht mir nach, wo ich geh' und stehe, und des Nachbars Tauben drängen und zanken sich vor meinem Fenster, wenn ich ihnen Brosamen streue! Wunderbare Eigenschaften haben die Tiere je nach ihrer Art! Der Löwe folgt gern den Königen nach und den Helden, und der Elephant begleitet den Fürsten und den tapfern Krieger; das Kamel trägt den Kaufmann durch die Wüste und bewahrt ihm frisches Wasser in seinem Bauch, und der Hund begleitet seinen Herrn durch alle Gefahren und stürzt sich für ihn in das Meer!

Der Delphin liebet die Musik und folgt den Schiffen, und der Adler den Kriegsheeren. Der Affe ist ein menschenähnliches Wesen und tut alles, was er die Menschen tun sieht, und der Papagei versteht unsere Sprache und plaudert mit uns, wie ein Alter! Selbst die Schlangen lassen sich zähmen und tanzen auf der Spitze ihres Schwanzes; das Krokodil weint menschliche Tränen und wird von den Bürgern dort geachtet und verschont; der Strauß läßt sich satteln und reiten wie ein Roß; der wilde Büffel ziehet den Wagen des Menschen und das gehörnte Renttier seinen Schlitten. Das Einhorn liefert ihm das schneeweiße Elfenbein und die Schildkröte ihre durchsichtigen Knochen...‘ » Das sind die Tiere, die in ihrem Gehirnkasten rumoren.

Die Unordnung, die exotisches Getier in einem einfachen und doch überkurbelten Gemüt anrichten kann, ist hier drastisch geschildert. Immerhin erinnert die vorgelesene Stelle an eine Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1848. Da bedenkt er ein exotisches Tier mit folgender bürgerlich-beruhigenden Bemerkung: «Die einzige Merkwürdigkeit des Marktes, welche einigen Zuspruch erhielt, war ein Rhinoceros. Heimatlos irrt das altmodische Tier nun in der Schweiz umher; doch ist es nicht brotlos, da seine Seltsamkeit und sein Horn auf der Nase ihm ein hinlängliches Auskommen sichern.» Diese Notiz leitet über zu einem andern und besonders haftenden Beispiel für die darstellerische Aufgabe, die Keller dem Tier zuweist, zu «Pankraz dem Schmoller». Kurz vor Pankrazens Heimkehr aus der Fremde zeigt sich im Städtchen ein Herumtreiber mit einem großen, fremden Vogel in einem Käfig, einem Adler aus Amerika. Wenige Zeilen später lesen wir: «Ein mächtiges Kamel schwankte auf den Platz, von mehreren Affen bewohnt, ein großer Bär wurde an seinem Nasenring herbeigeführt...» Diese fremden Tiere sind das Präludium für Pankrazens Auftritt. «Mir ist es nun zumute, als ob der Pankraz ganz gewiß heute noch kommen würde, da schon so viel unerwartete Dinge geschehen sind und solche Kamele, Affen und Bären dagewesen sind», meint Esterchen. Wie denn Pankraz zu Hause ist, gesteht er, in der Fremde durch ein Weib und ein wildes Tier von der Unart des Schmollens entwöhnt worden zu sein. «Dieser Bursch – der Löwe nämlich – hat mir zwölf Stunden lang so eindringlich gepredigt, daß ich armer Kerl endlich von allem Schmollen und Bösesein für immer geheilt wurde.» Die Schilderung des therapeutischen Vorganges ist ein vom Künstlerischen und Menschlichen her bedeutendes Stück Prosa.

Eine der artigsten dem Tier zufallenden Rollen ist sein schuld- und ahnungsloses Mitwirken an Liebesangelegenheiten. Im «Grünen Hein-

rich», im Kapitel «Das eiserne Bild», kommt es im Pfarrhaus zu einem Gespräch mit dem Kaplan, der sich angelegentlichst mit den soeben gekochten Anhängseln und Profilstücken eines frisch geschlachteten Schweines beschäftigt. Dortchen erscheint zusammen mit ihrem schönen, großen Hund. «Der Hund», heißt es nun, «der sich begierig mit seinem Teller unterhielt, vermehrte durch seine Behaglichkeit die gute Stimmung. Dortchen streichelte ihm den Kopf, als ich eben mit der Hand über seinen glänzenden Rücken fuhr, und als sie achtlos Gefahr lief, mir mit ihrer Hand zu begegnen, zog ich die meinige höflich zurück, wofür sie mich schnell mit einem halben Lächeln anblickte.» Am Schluß des Sinnedichtes, als sich Lucie und Reinhart finden, lesen wir: «Da ein paar Kanarienvögel mit ihrem schmetternden Gesang immer lauter darin lärmten, war eine Art von Tumult in der Stube, von welchem hingerissen Lucie und Reinhart sich küßten.»

Keine Kellersche Erfindung, aber ein regelrechter Rollenträger ist Salomon Landolts Affe «Cocco», Possenreißer, Hanswurst, Hofnarr in einem. Als eisgraues Mütterchen verkleidet, auf einem mächtigen Haubenbande die Inschrift tragend «Ich bin die Zeit», hüpfte er der Figura Leu entgegen. In der Landolt-Biographie von David Heß, dieser für Keller unschätzbar gewesen poetischen Fundgrube, lesen wir: «Seitdem er [Landolt] sich in Holland den ersten Affen gekauft, hielt er sich viele Jahre lang solche in der Schweiz seltenen Tiere, ergötzte sich an ihren possierlichen Streichen und führte allerlei Späße mit denen auf. Sein liebster Affe, der Cocco hieß, durfte sich große Freiheiten herausnehmen.» Was für eine verlockende Einladung für Keller, sich aus dieser Quelle einen Hauptspaß herauszuangeln!

«Ein Tier sei überhaupt den ganzen Tag komisch mit seiner Menschenähnlichkeit», schreibt Vischers «Auch einer» in sein Tagebuch. Sobald uns das Tier – sei es im Gebaren oder in seiner körperlichen Beschaffenheit – menschenähnlich vorkommt, sehen wir in ihm nicht mehr das im Gattungsmäßigen eingekerkerte Wesen, sondern ein Geschöpf, das über die Schranken seiner Gattung, seiner natürlichen Gegebenheiten vergeblichen Beginnens hinausstrebt. Aus solcher, von unserer Phantasie spielerisch aufgegriffenen und vom Scheinbaren in einen wirklichen Zwiespalt umgedeuteten Wahrnehmung ergibt sich Komik, eine Komik allerdings, die der Tragik unmittelbar benachbart sein kann. Beides, Komik und Tragik, blättert uns Josef Viktor Widmann in seinen Werken «Die Mätkäferkomödie» und «Der Heilige und die Tiere» auf. Auch gewisse Kapitel aus Carl Spittlers «Olympischem Frühling» fordern zu beunruhigendem Nachdenken heraus.

«Tiere werden nur durch Vergleichung mit dem Menschen komisch», behauptet Friedrich Theodor Vischer in einer seiner ästhetischen Schriften. Wenn also zum Beispiel ein Reiter (nicht bei Gottfried Keller) vom Mona-Lisa-Lächeln seines Gauls spricht, so ist das eindeutig beabsichtigte Komik, und wenn Keller im August 1874 in einem Brief an Marie Exner meldet: «Das erste Abenteuer nach meiner Abreise von Brixlegg war ein Floh vom Hund Haxel, der in meinem rechten Strumpf herumkroch und mich dort unaufhörlich kitzelte; glücklicherweise war's ein Hebräer, denn er hörte, da es Freitag war, genau mit Sonnenuntergang auf», dann ist das Umwandlung eines kleinen unbehaglichen Erlebnisses in einen humorig gefärbten Briefschnörkel.

Im Bereich der Vergleiche und Metaphern liefert die Tierwelt dem Dichter unerschöpfliche und in ihrer Wirkung verblüffende Möglichkeiten. Man vergegenwärtige sich den Ausgangspunkt: Da stehen sich gegenüber der in die sozialen Spielregeln eingezwängte, meist maskierte, sich verstellende Mensch in seiner schwer durchschaubaren Vielfältigkeit einerseits und andererseits das Tier in seiner Einfalt als das unwandelbare, unverfälschte, charakterlich fixierbare Geschöpf. Das Tier in seinen durch Raum und Zeit hindurch sich gleichbleibenden Formen- und Wesensmerkmalen fordert den Menschen seit urdenklichen Tagen zu Vergleichen heraus. Homer vergleicht seine Helden mit Löwen oder mit Ebern, und ein Menschenhaufe wird schon von ihm als Schafherde bezeichnet. Nur dann erfüllt ein Vergleich seinen Zweck, wenn er verdeutlicht, das Vergleichene sinnlich wahrnehmbarer, verständlicher macht. Dem Volksmund längst geläufige Redensarten braucht auch Keller: Behend wie eine Katze – wie ungeleckte Bären – frei wie der Vogel in der Luft – gesund wie ein Fisch im Wasser – frieren wie ein Pudel – arm wie eine Kirchenmaus – schlafen wie ein Murmeltier – sanft wie ein Lämmchen – aufpassen wie ein Sperber. Neben derartigen, längst versteinerten Vergleichen finden wir aber andere, die des Dichters echte Vertrautheit mit den zu Vergleichszwecken herangezogenen Geschöpfen verraten, sei es die Ameise, die einen zu schweren Halm nach dem Bau schafft, sei es eine Raupe, die für ihren bestimmungsvollen Heißhunger ein anderes Baublatt sucht. Den Philosophen Feuerbach, der in Heidelberg sein Weltbild so entscheidend umformte, nennt er einen Zaubervogel, der in einsamem Busche sitzt und den Gott aus der Brust von Tausenden hinwegsang. Kellers eigenstes, dem Humorigen und dem Zierlichen so bereitwillig geöffnetes Wesen steckt in Vergleichen wie: «Das Herz krabbelte so ängstlich und wehrlos wie ein Käfer, der auf dem Rücken liegt», oder: «Wie man Fo-

rellen verschiedentlich behandelt, sie blau absiedet, oder bäckt, oder spickt... so wurden die guten Mädchen entweder mehr positiv christlich oder mehr weltlich, mehr für die Sprache, oder mehr für die Musik, für vornehme Häuser, oder für mehr bürgerliche zugerichtet.»

Ein mächtiger Metaphernstrauß läßt sich aus Kellers Werken zusammenpflücken. Ergiebig ist die Ernte besonders dort, wo dem Dichter daran gelegen ist, artige Namen auszuteilen; von der schalkhaften Benennung bis zum zärtlichen Kosewort trifft er das behutsam Abgestufte. Dortchen im «Grünen Heinrich» nennt Röschen einen Heuschreck, der Forstmeister in «Dietegen» ist ausnehmend zärtlich zu seiner Frau; sie ist sein Weißkehlen und seine Schwalbe. Der Schwerenöter Salomon Landolt gar benamst seine Schätze Distelfink, Grasmücke, Amsel. So verstehen wir denn auch den Satz als Metapher: «Mit lautem Gezwitscher flog das schöne Gevögel auf und fiel an dem kleinen Seehafen vor dem Schloß nieder.» Landolts Großmutter aber sieht in einer allfällig auftauchenden Erbin «ein Huhn, das über ihre Kisten und Kasten kommen könnte». Aus Kellers Metaphernvoliere seien erwähnt: Pechvögel, Spottvögel, Spaßvögel und Geizvögel, Schnapphähne, Streithähne, Gimpel und Grünschnäbel.

An Marie Melos schreibt er 1884: «Endlich ist der Berg meiner Briefschuld im Abtragen begriffen und geht die Mauser, mit welchem ich altes Federvieh mich befinde, zu Ende.» Das literaturbeflissene Ehepaar Stahr-Lewald bezeichnet er als vierbeiniges, zweigeschlechtliches Tintentier, und an Marie Exner schreibt er im Juli 1875: «Auf Ihr Kindchen freue ich mich, das wird gewiß ein allerliebstes Tierchen.»

Die Kulturgeschichte lehrt uns, welch bedeutende Stellung von alters her bis in unsere Tage Natur- und Kulturvölker dem Tier einräumten. Die Ergebnisse des spezialisierten Forscherfleißes der Zoologen, der Tierpsychologen, ja, um im Beziehungsfeld Mensch und Tier zu bleiben, auch der Psychoanalytiker, waren frühern Generationen unbekannt. Vieles von dem, was uns heute die Wissenschaft aufblättert, war vormals Ahnung bloß. Verweisen wir heute das Tierische im Menschen gerne ins Unterbewußte oder Untermenschliche, so zeigten sich frühere Generationen geneigt, dem Tier übermenschliche Eigenschaften zuzuschreiben. Sie geheimnißten Wunderkräfte in die Tiere hinein, erhoben sie zu Kündern göttlichen Willens. In der Ilias lesen wir vom vogelkundigen Emmonios, bei den Römern waren die Auguren von Staats wegen angestellte Beamte, die aus dem Verhalten der Vögel zu weissagen hatten. Alles, wovor sein klares Erkennen innehalten muß, durchwirkt der Mensch mit seinem



Glauben oder Aberglauben an unerforschlich Übersinnliches. Selbst dort, wo nichts Transzendentes mitschwingt, dichtet der Mensch dem Tier einen Symbolwert, einen Gleichniswert an. Auch im gegenwärtigen Menschen lebt über alle bereits vorhandene Erkenntnis hinaus ein dunkles, bald verdrängtes, bald anerkanntes, auf seine Berechtigungen untersuchtes Erkennen oder Ahnen von Verwandtschaftlichem zwischen Mensch und Tier.

Und Keller, der geübte Beobachter, der mit denkenden Augen Schauende?

Wenn er Fäden spinnst vom Tierdasein hinüber zum Menschendasein, dann ist er zu Hause im Gleichnis. Dann ist ihm das Tier nicht mehr bloßes Kunstmittel; dann ist ihm die Natur mit Flora und Fauna, mit allen ihren lebendigen Gaben das allzeit aufgeschlagene Gleichnisbuch, das ihm verehrendes, dankbares Staunen abnötigt, ihm Beziehungen offenbart, ihn belehrt, beglückt, mitunter erschreckt. Wir haben uns hier nochmals der Spinnenepisode aus dem «Grünen Heinrich» zu erinnern. Nachdem Heinrich gerade über den freien Willen nachgedacht hat, gelangt er in einem Park an eine Hecke wilder Rosensträucher, zwischen denen die aufgespannten Netze vieler Spinnen hängen. Haargenau schildert uns der Dichter die Arbeit der Spinnen, ihr Verhalten untereinander, gegenüber dem Werk und gegenüber der Beute. Eine gute Weile lang erhebt er die Spinne zur Hauptperson der Handlung, und so kann auch einmal die Umkehrung des Vergleiches geschehen: «Wie während des Sturmes ein Matrose im Takelwerk seines Schiffes hängt, so klettert sie, die Spinne, mit zitternden Gliedern an dem schwankenden Netze auf und nieder und sucht zu retten, was zu retten war.» Mit einem Zweig streift Heinrich das Netz weg, doch nach einer Viertelstunde schon hat die Spinne ein neues Werk begonnen und bereits die Radialtaue gespannt. Zwanzig Seiten später lesen wir: «Denn die Not und der Ernst des Lebens standen zum ersten Mal wirklich vor der Türe. Das fiel mir auch endlich ein; ich gedachte auch jener Spinne, die ihr zerstörtes Werk wieder neu herstellte und sagte mir: Es hilft nichts, ich muß wieder anfangen.»

Eines der schönsten ins Bild gehobenen Gleichnisse schenkt uns Keller mit dem Gedicht «Stiller Augenblick», wo im Waldsee ein stummer Schwan an herbstlichen Uferhöhen entlangzieht:

Still und einsam schwingt er die Flügel,  
Tauchet in den Wassenspiegel,  
Hebt den Hals empor und lauscht;

Taucht zum andern Male nieder,  
Richtet sich auf und lauschet wieder,  
Wie's im flüsternden Schilfe rauscht.

Und in seinem Tun und Lassen  
Wills mich wie ein Traum erfassen,  
Als obs meine Seele wär,  
Die verwundert über das Leben,  
Über das Hin- und Wiederschweben,  
Lugt und lauschte hin und her.

Atme nur in vollen Zügen  
Dieses friedliche Genügen  
Einsam auf der stillen Flur!  
Und hast du dich klar empfunden,  
Mögen enden deine Stunden,  
Wie zerfließt die Schwanenspur!

x Ist dieses Gedicht bis ins letzte ausdeutbar? Ein Wort von C. G. Jung scheint mir hier am Platze. Er sagt: «Der Sinn des Symbols ist nämlich nicht der, daß es ein aufhellendes Zeichen für etwas allgemein Bekanntes ist, sondern sein Sinn besteht darin, daß es ein Versuch ist, das noch gänzlich Unbekannte und Werden analogisch zu verdeutlichen.»

Unvermeidlich ist es, daß sich das Eigenleben der Tiere dem nachdenklich betrachtenden und sich ins gänzlich Unbekannte vortastenden Dichter zum Rätsel vertieft, daß da etwas fragend Liebendes mitspielt, Unbeantwortbares Antwort wünscht, daß gerade ein dem Diesseitigen, allen Gaben und Erscheinungsformen der Natur so spürsinnig aufgeschlossener Mensch wie Gottfried Keller mehr als nur wahrnimmt, das Wahrgenommene nur als Teilwahrheit anerkennt, und darum, fern jeder Gefühlsduselei, in seinem Überlegen weiterschreitet, dorthin, wo der bloße Gedanke sich verdichtet zur verinnerlichten Teilnahme, zum Mitleid. Aus Ricarda Huchs Buch über die Romantik können wir Aufschluß holen darüber, wie die entwicklungsgeschichtliche Auffassung der Natur das Tier mit dem Menschen in innigeren Zusammenhang brachte, wie zum Beispiel Herder die Tiere die ältern Brüder des Menschen genannt hat. Von «armen, zurückgebliebenen Brüdern, die leider das Examen zum Menschen nicht haben bestehen können» spricht auch Friedrich Theodor Vischer. Wie dann erst *nach* Gottfried Keller J. V. Widmann und Carl Spitteler dem Tier ganze Denkmäler aus Fragezeichen errichteten, ist uns bekannt. Für Keller ist das Tier Mitgeschöpf. Er bewundert an ihm vor

allem die Kunst des Duldens. An kranken und leidenden Tieren sei sie täglich zu sehen, und zwar nicht zum Zeugnis ihrer Niedrigkeit, sondern ihrer maßgebenden Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, teilt er uns in der ersten Fassung des «Grünen Heinrich» mit. Von Wilhelm in den «Mißbrauchten Liebesbriefen» hören wir: «Je schöner und seltener ein Schmetterling war, den er flattern sah... desto andächtiger ließ er ihn fliegen, denn, sagte er sich, weiß ich, ob der arme Kerl sich schon vermählt hat? Und wenn das nicht wäre, wie abscheulich, die Stammtafel eines so schönen, unschuldigen Tieres, welches eine Zierde des Landes ist und eine Freude den Augen, mit einem Zuge auszulöschen! Abzutun, ab und tot, das Geschlecht einer zarten, fliegenden Blume, die sich durch so viele Jahrtausende hindurch von Anbeginn erhalten hat, und welche vielleicht die letzte ihres Geschlechtes in der ganzen Gegend sein könnte!»

Anscheinend stehen hier ästhetische Impulse im Vordergrund. Fraglos spielen Augenlust und Schönheitsverlangen mit, wie auch in jener Szene, wo Dietegen erstmals in einem eingehetzten Wildgarten zahmes Rotwild sieht: «Er stand ganz verzückt und konnte sich nicht satt schauen an dem Stehen und Gehen des schönen Wildes. Begierig streckte er die Hand aus nach dem stolzen Hirsch um ihn zu streicheln, und als derselbe mit einem Satze seitwärts sprang und lässig davontrabte, lief er ihm aufjubelnd und -jauchzend nach.» Das mutet an wie Erinnerung an ein Jugenderlebnis des Dichters. Kellers Mitgefühl mit der sprachlosen Kreatur reicht jedoch über alles bloß Ästhetische hinaus in eine ins Ethos gehobene Teilnahme. Durch seine Schilderungen des Sterbens gewisser Tiere zittert jedesmal tiefes Erbarmen. Beschreibt er den Tod eines Käfers, so spricht er von einem «armen Waldbruder, der schrecklich zitterte, bevor er sich zur Ruhe begab». Schwatzt Julian im «Salander» von erlegten Singvögeln als von Leckerbissen, so spricht Keller von «dreißig armen Vögeln mit verdrehten Hälschen, erloschenen Guckaugen..., die wie stille Leute daliegen und die starren Beine und gekrümmten Krällchen von sich strecken». Der Sonntagsjäger, der einem jungen Hasen sein Schrot auf die Nase brennt, wird seines Jägerglücks nicht froh. Vom Häslein heißt es:

Es ist, als schrie er: Gott vergelts,  
Mit kläglicher Gebärde;  
Sein rotes Blütlein färbt den Pelz  
Und macht sich in die Erde...  
Und als das Häslein ausgeschnappt,  
Hab ich es heimgetragen,

Doch freilich schon genug gehabt  
Von Weidmanns Heil und Jagen.

Eine besonders sinnfällige und gültige Auskunft über Kellers Grundbeziehung zum Mitgeschöpf erhalten wir durch jene Schlangenszene im Sinngedicht: Da wirft sich aus einem Bache eine schöne Schlange aufs Trockene, ein starker Krebs hängt an ihrem Halse. Reinhart greift nach der Schlange, hält sie empor und fordert Lucie auf: «Halten Sie mir das arme Tier, damit ich den Quäler abnehmen kann. Fassen Sie nur fest mit beiden Händen, es ist keine Giftschlange.» Etwas furchtsam gehorcht Lucie und legt, nachdem Reinhart die Schlange vom Zugriff des Krebses befreit hat, das Tier langsam auf die Erde und läßt es entschlüpfen. «Wie schön es gemustert ist», ruft sie, «und wie froh bin ich, daß ich gelernt habe, die Kreatur in Händen zu halten.» Reinharts Antwort lautet – und es ist Keller, der aus ihm spricht –: «Ja, es erfreut uns, in dem allgemeinen Vertilgungskriege das Einzelne für den Augenblick zu schützen, soweit unsere Macht und Laune reicht, während wir gierig mitessen!»

Auch jene Stelle aus dem 12. Stück des Zyklus «Lebendig begraben» sei nicht vergessen, wo sich der lebendig Begrabene an das Erlebnis mit einer Eidechse erinnert:

Wie ich so lag, erschaut ich plötzlich nah,  
Wie eine Eidechs mit neugier'gem Blicke  
Vom nächsten Zweig ins Aug mir niedersah,  
Wie in die Flut ein Kind auf schwanker Brücke.

Nie hab ich mehr solch guten Blick gesehn  
Und so lebendig ruhig, fein und glühend;  
Hellgrün war sie, ich sah den Odem gehn  
In zarter Brust, blaß wie ein Röschen blühend.

Ob sie mein blaues Auge niederzog?  
Sie ließ vom Zweig sich auf die Stirn mir nieder,  
Schritt abwärts, bis sie um den Hals mir bog,  
Ein fein Geschmeide, ruhend, ihre Glieder.

Ich hielt mich reglos und mit lindem Druck  
Fühlt ich den leisen Puls am Halse schlagen;  
Das war der einzige und schönste Schmuck,  
Den ich in meinem Leben je getragen!

An diese Stelle und an die Szene mit der Schlange dachte wohl ersterdings Ricarda Huch, als sie erklärte, Keller führe die Tiere mit so pietätvoller Liebe ein, «daß durch ihn der Menschengestalt ihre bewußtlos wissende, haltlos flatternde Seele mit seinem unsterblichen Atem zu überhauchen» scheine.

Wo und wann immer Keller Tiere in seine Dichtung einbezieht, geschieht es fern allem Zufälligen, bloß flüchtig Hingetupften, erkennen wir Ergebnisse genauer, nachdenklicher, liebender Beobachtung. Wie sehr derlei Nachzeichnungen vom einstigen Malerauge geschult sein mögen, es sind immer von grundlegenden Wesenszügen des Dichters geforderte und geförderte Entsprechungen. Der von seinen Zeitgenossen eher als brummig und wortkarg geschilderte Mann verrät im gedichteten Wort und just in der Spiegelung von Erlebnissen mit dem Getier ein Zartgefühl, eine Zärtlichkeitsbereitschaft, ein Zärtlichkeitsvermögen und wohl auch ein verhaltenes Zärtlichkeitsverlangen, was alles uns den andern, den verborgenen, den verheimlichten, nur im geschriebenen Wort sich offenbarenden Menschen erkennen läßt.

Solange der Mensch noch bemitleiden könne – so lautet eine Stelle aus Thomas Manns Geschichte «Tobias Mindernickel» –, sei er der Reichere, der oben Stehende. Deshalb suchen gerade die von der Natur Benachteiligten die Gesellschaft der Tiere auf, weil es für sie hier bei den tiefer Stehenden immer noch etwas zu bemitleiden gäbe. Diese Behauptung berührt sich verwandtschaftlich mit folgenden Sätzen aus C.F. Meyers «Das Leiden eines Knaben»: «Erzählen doch auch wir Erwachsene einem treuen Tiere, welches uns die Pfoten aufs Knie legt, unsern tiefsten Kummer, und ist es nicht ein vernünftiger Trieb aller von der Natur Benachteiligten, ihre Gesellschaft eher unten zu suchen als bei ihresgleichen, wo sie sich als Geschonte und Bemitleidete empfinden.»

Es darf nun aber auf keinen Fall aus diesen Zitaten die Behauptung herausgeschält werden, Keller sei ein von der Natur Benachteiligter gewesen; jedoch wissen wir Bescheid darüber oder vermögen zu erraten, was ihm das Leben alles vorenthalten hat.

Eines steht fest: daß sich Keller den Tieren über alles Maß herkömmlicher Tierliebe hinaus zugetan fühlte. Nur die *eine* Distanz steckt er ab: Was den Menschen über das Tier erhebe, sei der Geist. Das Tier lache nicht, und zum Lachen brauche es immer ein wenig Geist, heißt es im Sinngedicht («Die Geisterseher»).

Aus Briefstellen Kellers erkennen wir aber sein allzeit waches Mitgefühl mit den leidenden Geschöpfen. In einem Schreiben an Bächtold (25. Juli

1876) gesteht er, der brennende Nachtfalter Widmanns, in dessen Dichtung «An den Menschen ein Wohlgefallen» habe ihn gepackt, und an Hermann Fischer (25. Juli 1881) schreibt er über Mörike: «Dieser Tage hat mich wieder eine seiner Spezialschönheiten entzückt: Die einzige Art, wie er Liebe und Mitleid zur gequälten Tierwelt poetisch gestaltet, in dem Märchen ‚Der Bauer und sein Sohn‘, wie der Engel den müden Hansel auf die Weide führt und ihm die Beule mit zarter Hand glatt streicht, die Worte ‚dem wackern Hansel gehts noch gut‘, usw. Alles dies ist geradezu herzerhebend eine poetische Gerechtigkeit, die in manchem Kolossalwerke nicht wirksamer auftritt.»

Aus andern Äußerungen Kellers wissen wir, wie nachhaltig ihm die Rosse des Michael Kohlhaas und der Hund Krambambuli der Marie von Ebner-Eschenbach Herz und Geist bewegten.

Wieviel persönliche und eifrige Zustimmung auch klingt aus den Worten, die er zu Friedrich Theodor Vischers 80. Geburtstag niederschreibt: «Er wettet herrlich für die wehrlos gequälte Kreatur, denn als ein ganzer Mann erbarmte er sich ihrer, und wenn er ein alter Heiliger wäre, so würde ihn einst eine große Schar erlöster Tiere ins Himmelreich begleiten.» Vielleicht hat er da in aller Stille an Franz von Assisi gedacht.

Wenn im Gedicht der Nachtfalter in blinder Hast ums flackernde Kerzenlicht kreist und der Dichter zuschauen muß, wie die Flamme nach ihm züngelt, dann gesteht er:

Ich schaute lang und in beklommner Ruh,  
Mit wunderlich neugierigem Gedanken  
Des Falters unheilvollem Treiben zu.  
Doch als zu nah der Flamme schon fast sanken  
Die Flügel, faßt ich ihn mit schneller Hand,  
Zu seiner Rettung innerlich gezwungen,  
Und trug ihn weg.

*Zu seiner Rettung innerlich gezwungen.* Das ist ein Geständnis, und wir verstehen daraus den Schluß des Gedichtes, das er als «ein Gott verleugnend Lied» schreiben wollte und das er nun mit den Zeilen beendet:

Ich aber hemmte meines Liedes Lauf  
Und hob den Anfang bis auf weiteres auf.

Ohne in das uns überlieferte Bild Gottfried Kellers Ungehöriges hineingeheimnissen zu wollen, sei doch die Frage erlaubt, ob sich nicht durch

eine neue Darstellung des Dichters, seines Wesens, seiner Beziehungen zur Umwelt, zu jeglichem Mitgeschöpf ein neues, überraschend gegenwärtiges und uns neuartig gültig erscheinendes Bild ergäbe? Eine von *innen* heraus geschriebene Keller-Biographie hätte dann auch seine Dialoge mit der anderssprachigen Kreatur ahnenderweise zu berücksichtigen. ( 9

Das letzte Wort habe Gottfried Keller. Im Gedicht «Die kleine Passion», das ich Ihnen zum Schluß vorlesen möchte, wird Ihnen die Menge der Diminutive auffallen, zugleich aber auch das behutsam Zierliche, Zärtliche und das Liebende einer winzigen Kreatur gegenüber. Das Gedicht ist für den Dichter weit über das engbegrenzte Thema dieser Stunde hinaus aufschlußreich:

*Die kleine Passion*

Der sonnige Duft, Septemberluft,  
Sie wehten ein Mücklein mir aufs Buch,  
Das suchte sich die Ruhegruft  
Und fern vom Wald sein Leichentuch.  
Vier Flügelein von Seiden fein  
Trug's auf dem Rücken zart,  
Drin man im Regenbogenschein  
Spielendes Licht gewahrt!  
Hellgrün das schlanke Leibchen war,  
Hellgrün der Füßchen dreifach Paar,  
Und auf dem Köpfchen wundersam  
Saß ein Federbüschchen stramm;  
Die Äuglein wie ein goldnes Erz  
Glänzten mir in das tiefste Herz.  
Dies zierliche und manierliche Wesen  
Hatt sich zu Gruft und Leichentuch  
Das glänzende Papier erlesen,  
Darin ich las, ein dichterliches Buch;  
So ließ den Band ich aufgeschlagen  
Und sah erstaunt dem Sterben zu,  
Wie langsam, langsam ohne Klagen  
Das Tierlein kam zu seiner Ruh,  
Drei Tage ging es müd und matt  
Umher auf dem Papiere;  
Die Flügelein von Seide fein,  
Sie glänzten alle viere.

Am vierten Tage stand es still  
Gerade auf dem Wörtlein «Will!»  
Gar tapfer stand's auf selbem Raum,  
Hob je ein Füßchen wie im Traum;  
Am fünften Tage legt' es sich,  
Doch noch am sechsten regt' es sich;  
Am siebten endlich siegt' der Tod,  
Da war zu Ende seine Not.  
Nun ruht im Buch sein leicht Gebein,  
Mög uns sein Frieden eigen sein!

Vortrag zum Herbstbott der Gottfried Keller-Gesellschaft am 24. Oktober 1964



# Dreiunddreißigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1964

Im Berichtsjahr ist die historisch-kritische Ausgabe der Werke Conrad Ferdinand Meyers um einen Band erweitert worden: den zweiten, der den Bericht des Herausgebers der Gedichte, Prof. Hans Zeller, und einen ersten Teil seines Kommentars zu den im ersten Band erschienenen Gedichten enthält. Ferner ist 1964 der sechste Band der siebenbändigen Textausgabe mit «Der Heilige», «Die Versuchung des Pescara» und «Angela Borgia» herausgekommen.

Am Sonntag, dem 25. Oktober 1964, fand im Zürcher Rathaus das dreiunddreißigste Herbstbott der Gesellschaft statt. Den Vortrag hielt Dr. Friedrich Witz über «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk». Wie immer umrahmten die Darbietungen eines Quartetts den Vortrag.

Der Mitgliederbestand blieb praktisch unverändert; er betrug am Jahresende 270.

Am Herbstbott wurde der Vorstand der Gesellschaft in der bisherigen Zusammensetzung auf eine weitere Amtsperiode von drei Jahren gewählt. Es gehören ihm an:

Dr. Ernst Vaterlaus, a. Ständerat (Präsident)

Felix W. Schultheß, Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Kreditanstalt (Quästor)

Dr. Hanno Helbling (Aktuar)

Dr. Emil Landolt, Stadtpräsident

Dr. Paul Scherrer, Direktor der Zentralbibliothek Zürich

Prof. Dr. Alfred Zäch

Dr. Verena Bodmer-Geßner

Die Betriebsrechnung 1964 zeigt folgendes Bild:

Einnahmen .....	Fr. 6 217.45
Saldo vom Vorjahr .....	Fr. 6 669.55
	Fr. 9 887.—
Ausgaben .....	Fr. 5 917.25
Aktivsaldo .....	Fr. 3 969.75

Von Kanton und Stadt Zürich wurden der Gesellschaft für das Jahr 1962 wiederum Beiträge von je Fr. 400.— zugesprochen. Den Spendern sei auch an dieser Stelle gedankt.

## Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»  
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»  
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»  
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»  
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»  
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»  
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»  
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»  
✓ 1940: Prof. Dr. Robert Fasi, «Gottfried Keller und die Frauen»  
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»  
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»  
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»  
1944: Dr. Kurt Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»  
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»  
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»  
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»  
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»  
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Züricher Novellen»  
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»  
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»  
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»  
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»  
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»  
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»  
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»  
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»  
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»  
1960: Prof. Dr. Lothar Kempter, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»  
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»  
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»  
1963: Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlaß»  
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»



